

Hans Joachim Störig
Die Sprachen der Welt

Hans Joachim Störig

Die Sprachen der Welt

Geschichte, Fakten, Geheimnisse

Anaconda

Titel der Originalausgabe: *Abenteuer Sprache. Ein Streifzug durch die Sprachen der Erde*. Überarbeitete und aktualisierte Neuauflage.
Lizenzausgabe mit Genehmigung der dtv Verlagsgesellschaft,
München

© 2002 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© dieser Ausgabe 2012, 2023 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotive: Sprechblasen (Hintergrund): shutterstock.com / Studio_G; ägyptische Hieroglyphen: shutterstock.com / Sunward Art; kyrillische Buchstaben: shutterstock.com / Prostock-studio; Hände (Zeichensprache): shutterstock.com / RRA79

Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de

Satz und Layout: Andreas Paqué, www.paque.de

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7306-1078-7

www.anacondaverlag.de

Inhalt

INLEITUNG

Wie viele Sprachen gibt es? 9

ERSTES KAPITEL

Vom Entschlüsselten toter Sprachen und Schriften 15

Das Geheimnis der Hieroglyphen – Schwierigkeiten beim Entschlüsseln – Die Entzifferung der Keilschrift – Weitere Etappen der Entschlüsselung – Ungelöste Rätsel

ZWEITES KAPITEL

Der indogermantische Sprachstamm 49

Kontakt, aber kaum Vergleich – Sanskrit – Indogermantische Von der Vatermutter-Sammlung zur vergleichenden Grammatik

DRETTES KAPITEL

Zweige des Indogermanischen 59

Übersicht: Indische Sprachen – Iranische Sprachen – Baltoische Sprachen – Slawische Sprachen – Keltische Sprachen – Arabisch – Armenisch – Tocharisch – Substratforschung – Anatolische Sprachen – Schlußbemerkung

VIERTES KAPITEL

Griechisch – Wiege unserer Kultur 81

Geschichte – Das Alphabet – Die gesprochenen Sprache – Die Sprachfamilie des Griechischen – Vorzüge des Griechischen – Präpositionen – Ein Blick auf griechische Namen – Noch mehr Vorzüge – Das Fortleben des klassischen Griechisch – Griechisches Wortgut im Deutschen

INHALT	6
FÜNFTES KAPITEL	
Latein – Mutter Europas	117
Das lateinische AB – Geschichte – Wie sprachen die Römer? – Die Sprache der Kirche – Die Finken geht verloren – Das Latein des Mittelalters – Humanismus – Hochschule und Wissenschaft – Lebendiges Latein – Prägnant und monumental – Humanistische Bildung – Latein und die Erben Europas	
SECHSTES KAPITEL	
Die stolzen Töchter	145
Von Latein zu den romanischen Sprachen – Wandlungen im Sprachbau – Französisch – Italienisch – Spanisch – Katalanisch – Portugiesisch – Rumänisch – Spanolisch oder Ladino – Weitere Glieder der Romania	
SIEBENTES KAPITEL	
Germanisch und Deutsch	165
Was heißt „deutsch“? – Die germanischen Sprachen – Skandinavische Sprachen – Niederländisch – Flämisch – Altkreis – Die deutsche Sprache – Wertlegung – Die deutsche Sprache – Fremde Zulüsse – Heutiger Bestand – Heutiges Deutsch – Trends und Probleme	
ACHTES KAPITEL	
Jiddisch und Rotwelsch – und ein Blick auf die Zigeunersprache	207
Jiddisch und Deutsch – Zur Klärung der Begriffe – Auftreten der Juden in Deutschland – Sprachliche Sonderentwicklung – Wortschatz und Bau des Jiddischen – Nachfrage zur Entwicklungsgeschichte – Jiddische Literatur – Zur Verbreitung des Jiddischen – Der Untergang – Rotwelsch – die deutsche Garguersprache – Rotwelsch, Jiddisch und Tokotsch – Kustproben – Die Sprache der Zigeuner	
NEUNTES KAPITEL	
Englisch – die neue Weltsprache	243
Heutige Weltgeltung – Entwicklungsgang – Der Wortschatz des Englischen – Eigenheiten des heutigen Englisch – Zeitfragen und Tendenzen	

ZEHNTES KAPITEL

Sprachfamilien der Erde. Nichtindogermanische Sprachen in Europa und Asien 261

Vorbemerkungen. Baskisch – ein Außenseiter. Uralische Sprachen. Hamitisch-semitische Sprachen. Altaiische Sprachen. Kaukasische Sprachen. Das Chinesische – wichtigste Sprache der sino-tibetischen Sprachfamilie. Dravidische Sprachen.

ELFTES KAPITEL

Sprachfamilien der Erde. Pazifische Welt, Amerika, Afrika 269

Japanisch. Koreanisch. Eine einzige Familie. Austronesisch. Indische Sprachen. Nordamerika. Die Sapir-Whorf-Hypothese. Zentralamerika. Südamerika. Eine neue Größe der alten Afrika – ein Blick auf die Sprachkarte. Nachlese.

ZWÖLFTES KAPITEL

Haupttypen des Sprachbaus 331

Flektierende Sprachen. Agglomerierende Sprachen. Isolierende Sprachen. Polysynthetische Sprachen. Analytischer und synthetischer Sprachbau. Genetische Verwandtschaft und typologische Einordnung. Argumente gegen die traditionelle Einteilung. Sprachtyp und Sprachwandel. Konklusion.

DREIZEHNTES KAPITEL

Pidgin- und Kreolsprachen 345

Zur Erläuterung der Begriffe. Lingua franca. Die Wissenschaft entdeckt die Beheltsprachen. Hawaii. Florida. Gullah. Jamaika. Sierra Leone. Krio. Melanesien. Tokpisin. Haiti. Seychellen. Mauritius. Curaçao. Papiamentu. Kapverdisch. Chinesisch. Pidgin. Hausa. Die Sprache unter Tage. Suahili. Sudan. Zwischenspiel: Verschriftung. Kreolische Universien.

VIERZEHNTES KAPITEL

Welthilfssprache oder Weltsprache? 363

Das Problem. Ansätze im 17. und 18. Jahrhundert. Die großen Entwürfe des 19. Jahrhunderts. Entwürfe des 20. Jahrhunderts. Boloz. World English.

INHALT	8
ANHANG I	
Aussprache-Bezeichnung (Lautschrift)	351
ANHANG II	
Literatur (Auswahl)	357
Register	361
Nachweis der Bildquellen	368

*Hinweis: Aussprache-Angaben sind von eckigen Klammern (Lautschrift) und
Klammern gesetzt, diese in runden Klammern – nicht die Buchstabenketten!
(Verknüpfung: Transkriptum in lateinische Schriftzeichen)*

EINLEITUNG

Wie viele Sprachen gibt es?

„Wie ich eben höre, sind Sie Sprachwissenschaftler (beziehungsweise Linguist, aber das ist doch wohl dasselbe)“! Ich würde Ihnen gern eine Frage stellen, die die Sprache betrifft und die ich schon lange mit Ihnen umfrage, ich habe immer gehofft, ich würde mal einem Fachmann begegnen.“

So mag ein Gespräch beginnen zwischen zwei Leuten, die einander aus irgendeinem Anlaß begegnen. Wie es weiterläuft, hängt stark davon ab, was der Angesprochene zwar nehmen an, er ist wirklich Linguist für ein Mensch ist. Es könnte sich zum Beispiel um einen Pedanten handeln, schließlich muß, wer in der Wissenschaft etwas leisten will, genau sein, sehr genau sogar, bis an die Grenzen der Pedanterie – freilich muß er diesen Zug nicht unbedingt gleich einem Laien gegenüber herunkehren. Der Pedant würde erst einmal am Anfang des Satzes hängenbleiben und sich etwa darüber verbreiten, daß *Sprachwissenschaft* und *Linguistik* nur ganz grob betrachtet dasselbe bezeichnen; dann darüber, daß es einen Fachmann für *die* Sprache, eine Wissenschaft von *der* Sprache nicht gibt.

„Zu vielschichtig ist das Phänomen der Sprachen“, höre ich ihn sagen, „es hat zahlreiche Seiten und Aspekte, und für jede Seite ist eine andere Wissenschaft zuständig – oder mehrere Wissenschaften. Denken Sie vielleicht an eine Sprachstörung bei einem Erwachsenen – oder eine Störung des Spracherwerbs bei einem Kind? Dann wäre der Mediziner zuständig, etwa der Neurologe, der Neurophysiologe, der vielleicht einen Psychologen heranzieht oder einen Logopäden (Fachmann für Sprachstörungen und Spracherziehung), am Ende auch noch einen Linguisten. Oder bezieht sich Ihre Frage auf eine bestimmte Sprache? Dann richten Sie sie am besten an einen Spezialisten: also für das Englische an einen Anglisten, für das Französische an einen Romanisten, für das Chinesische an einen Sinologen ... Diese Leute erforschen übrigens gewöhnlich nicht nur eine Sprache, sondern auch ihre Literatur, im weiteren Sinne die zugehörigen Kulturen. Man spricht dann von Philologie, beim Griechischen und Lateinischen von klassischer Philologie. Dagegen betrachtet die allgemeine Sprachwissenschaft nicht das, was die einzelnen Sprachen voneinander unterscheidet, vielmehr das, was den Sprachen, allen Sprachen, gemeinsam ist. Ihr Gegenstand ist die Sprache als solche ...“

Falls der Frager (es kann natürlich auch eine Dame sein, ebenso der Befragte) sich nicht inzwischen abgewendet hat, sondern immer noch geduldig zuhört,

kommt unser Fachmann jetzt wahrscheinlich zu der Gegenfrage, die ein anderer sofort gestellt hatte: «Wie lautet denn Ihre Frage?»

«Ich wüßte gern, wie viele Sprachen es auf der Welt gibt.»

Peck für unseren Frager! Den Linguisten, der ihm die erhoffte baulige Antwort gibt, etwa «Es sind 2782» – den gibt es kaum. Der Sachkenner, ob Pedant oder nicht, wird vermutlich eher sagen: Er sei zwar außerstande, da einfach eine Zahl zu nennen, erbiete sich aber – falls sein Gegenüber die Zeit dafür opfern wolle –, ihm klarzumachen, daß, und auch warum, die Frage in dieser Form nicht zu beantworten sei. Und das geschehe am besten, damit die Sache nicht zu einseitig werde, in Form eines kleinen Frage- und Antwortspiels. Also die Methode, mit der schon Sokrates auf Markt und Gassen Athens seine Mitbürger amüsierte oder auch zur kalten Verzweilung trieb.

«Schätzen Sie doch mal», so beginnt der Gelehrte nicht ohne Hinterlist, «wieviel Dialekte unsere deutsche Sprache hat?»

Wie soll der Laie das schätzen! Da man keine Landkarte zur Hand hat – sagt er –, wolle er sich wenigstens im Geiste mal eine Landkarte Deutschlands – denn, Mitteleuropas – in seinem Zustand vor dem letzten Weltkrieg vorstellen und –oben rechts– zu zählen beginnen. «Da gibt – vielmehr gab – es das Baltendeutsche, das im Untergelien ist. Dann kam das Ostpreußische, das man auch nur noch von alten Leuten hören kann. Dann kommt Pommern, dann die Mark Brandenburg, Mecklenburg, überall eine Art Plattdeutsch. . .»

Ob das heißen solle, daß das Platt der Pommern, der Mecklenburger und weiter zum Beispiel der Niedersachsen einer Dialekt darstelle – oder drei verschiedene?

Der Frager wird unsicher und weist darauf hin, daß er noch nie «da oben» gewesen sei.

Der Linguist schlägt vor, dann vielleicht lieber mit der Zählung «in der Südwestecke» zu beginnen.

Jetzt treibt er auch in die Frage! denkt der Frager, denn er weiß sehr wohl, daß hinter den Schwaben die «Alemannen» wohnen, in Sudbadien, in der Schweiz, im Elsaß, soweit dort noch Deutsch gesprochen wird, in Vorarlberg. . . Aber soll das nun ein Dialekt sein? Schelblich spricht man in Regenz, in Lueburg, in Basel verschieden – und was die Schweiz anlangt. Kann sich denn ein Basler mit einem Berner verständigen, wenn beide ihren Dialekt reden? Oder könnten sich beide mit einem Hauerer aus Graubünden verständigen, einem alten –der aus seinem Tal kaum je herausgekommen ist? Aber jeder Deutschschweizer hält im Alltag an seiner Mundart fest. Laut sagt er: «Ich sehe nicht, wie ich da zählen soll. Es gibt da unten beträchtliche Unterschiede, ander

reits gehen die Mundarten, wo sie aneinandergrenzen, fast unmerklich ineinander über.»

Der Linguist lacht: «Sie verstehen, warum ich Ihnen diese Frage gestellt habe?»

«Halb und halb schon. Ich sehe, daß man die Dialekte des Deutschen nicht so einfach abzählen kann. Es kommt darauf an, wie man «Dialekt» definiert, wie man die Grenzen zieht. Wer sich mal *per pedes* oder auf dem Fahrrad vom Oberbayerischen nach Niederbayern und dann ins Frankische hinein bewegt hat, der weiß, daß die Sprache sich von Ort zu Ort wandelt, er kann kaum noch angeben, wo der eine Dialekt aufhört und der nächste beginnt. Ich will noch weiter gehen. Ich bin aus München, bin dort zur Schule gegangen. Ich möchte behaupten, daß ein feines Ohr durchaus heraushören kann, in welchem Stadtteil von München – sagen wir z. B. in Giesing – einer aufgewachsen ist. Und auf dem Viktualienmarkt, dem Feil, wo die Bauern aus der Umgebung ihre Produkte selbst anbieten, höre ich heraus, ob diese Bauern nördlich von München, in der Dachauer Gegend, zuhause ist, oder – südlich, etwa aus dem Hofoldingener Forst. So betrachtet, erscheinen mir die Leistungen des berühmten Professor Higgins aus *My Fair Lady* – ich wollte sagen, aus Bernard Shaws *Pygmalion* – gar nicht so ungewöhnlich.»

«Schon, daß Sie das erwähnen», läßt der Linguist ein und erinnert sogleich daran, daß es in dem genannten Stück in der Hauptsache nicht darum geht, dem Mädchen Eliza einen bestimmten Dialekt abzugewöhnen. Sie soll vielmehr die ordinäre Sprechweise der sozialen Unterschicht ablegen, die sie mit der Muttermilch aufgenommen hat, die grobe, untere, vulgare Sprache des Proletariats, sie soll lernen, «nach der Schrifto» zu sprechen (wie manche Bauern sagen), das heißt, sie soll die Normen der englischen Hochsprache annehmen, die auf der Sprache der gebildeten Schicht in London, Kent, Oxford und Cambridge beruhen und die einen Engländer untrüglich als Angehörigen der «gebildeten» Schicht ausweisen. Wird das Stück in deutscher Übersetzung aufgeführt, so kann man deshalb die Eliza zu Beginn ihrer Dressur «berlinern» oder «Gassenkolsch» oder ein ordinäres Wienerisch reden lassen – je nach dem, was die betreffende Schauspielerin beherrscht. Es kommt hier nicht auf die regionalen Unterschiede an, die wir *Dialekte* nennen, sondern auf soziale Unterscheidung, auf schichtspezifische Sprechweisen. Wir sprechen davon *Soziolekt*».

Der Frager wittet ein, daß nicht nur jede Gesellschaftsschicht eine eigene Sprechweise pflegt, daß vielmehr, genau betrachtet, auch kleinere Gruppen, Cliques, Familien ihre sprachlichen Besonderheiten haben, die sie nur unter sich anwenden, womit sie sich zugleich nach außen abgrenzen. Ja – läßt er fort – Ja, nicht im Grunde jeder einzelne Mensch neben der charakteristischen Färbung der Stimme seine eigene, unverwechselbare Sprechweise? – Wie kann

te ich sonst meine Angehörigen, meine Freunde ohne Mühe identifizieren, auch wenn ich sie gar nicht sehe, am Telefon zum Beispiel oder im Radio?»

Dies – ergänzt der Linguist – lasse sich sogar noch weiter zuspitzen. Die *experimentelle Phonetik*, ein junger, durch und durch naturwissenschaftlicher Zweig der Sprachwissenschaft, vermag die beim Sprechen erzeugten Schallwellen aufzuzeichnen und anschließend auf Film oder Bildschirm sichtbar zu machen – und da zeigt sich, daß dasselbe deutsche Wort von *johm* Sprecher etwas anders intoniert wird – ja, es zeigt sich sogar, daß wir alle ein und dasselbe Wort niemals vollkommen gleich aussprechen. So könnte man kühnweise behaupten, daß ein geläufiges Wort unserer Sprache, von Millionen von Sprechern milliardennal ausgesprochen, noch niemals in Form einer völlig exakten Kopie zum zweitemal erklingen ist!

Interessant, denkt der Frager, aber laut sagt er: «Sie haben mich jetzt ziemlich weit von meiner ursprünglichen Frage weggeführt – zu weit. Aber ging es nicht um Dialekte, Soziodialekte, Gruppensprachen oder individuelle Schattierungen, sondern ganz schlicht um Sprachen wie Deutsch, Französisch, Arabisch oder was weiß ich, es kann doch nicht so schwer sein, die zu zählen!»

Der Linguist schlägt erst nochmal einen Bogen und weist darauf hin, daß es noch weitere besondere Ausprägungen einer Sprache gibt. «Sondersprachen» wie die der Seeleute, der Bergleute, der Lager, der Soldaten, der Studenten, häufig mit der Tendenz, Außenstehende vom Verständnis auszuschließen – dies wird besonders deutlich an der Gäuner-sprache, dem sogenannten Rotwelsch, oder an der Redeweise der heutigen Jugend. Schließlich gibt es Fachsprachen, unter anderem in allen Wissenschaften. Hans Magnus Enzensberger, als seine Doktorarbeit Jahre später in einer Ausgabe für den Buchhandel herauskam, antwortete auf die Frage, ob er am Text etwas korrigiert oder verändert habe: «Ich habe sie nur vom Germanistischen ins Deutsche übersetzt.» Naheliegende Beispiele sind die Sprache der Computerexperten, der Jargon der Werbebranche.

Zur Sache sagt unser Linguist: «So leicht sind die Sprachen nicht zu zählen, schon deshalb nicht, weil eine klare Grenzlinie zwischen Sprache und Dialekt nicht gezogen werden kann. Sie nennen das Plattdeutsche einen Dialekt – oder mehrere. Mit welchem Recht nennen Sie dann das Niederländische, auch eine Version des Platt- oder Niederdeutschen, eine eigene Sprache?»

«Weil die Niederlande, einst Teil des Deutschen Reiches, seit Jahrhunderten einen eigenen Staat bilden, in dem das Niederländische Amt- und Verkehrssprache ist.»

«Wenn es darauf ankäme, wäre das Baskische nicht als Sprache anzusehen, weil es keinen Staat gibt, in dem es Amtssprache ist. Und das Katalanische wäre dann zur Sprache geworden, als man es in der Schweiz zur vierten Amt-

sprache erlaub, vorher aber keine Sprache gewesen? Ähnlich mit dem Katalanischen, das unter Franco unterdrückt war und heute wieder freier ist. Bücher und Zeitungen werden wieder in dieser Sprache gedruckt.»

«Sehr gut!», sagt der Frager etwas kleinlaut. «Es kommt wohl darauf an, daß Sie hier von Literatursprachen sprechen. Niederländisch, Baskisch, Katalanisch, alle haben ihre eigene Literatur.»

Wolle man das zum Kriterium machen, entgegnet der Linguist, müsse man wohl Plandentsch, Bayrisch, Schwäbisch zu eigenen Sprachen erklären, weil es eine respektable Dichtung in diesen Idiomen gibt! Und andererseits: Sollen die Sprachen von Volkern, die keine Schrift kennen und damit keine Literatur in unserem Sinne, etwa keine Sprachen sein?

«Sie wollen mir also beweisen, daß die Frage nach der Anzahl der Sprachen nicht beantwortet werden kann, weil es – wie bei den Dialekten – keine klare Abgrenzung des Begriffs «Sprache» geben kann?»

Dies sei nur einer von mehreren Gründen für die Unbeantwortbarkeit der Frage, sagt der Linguist. Man müsse bedenken, daß Hunderttausende oder gar Millionen Jahre vergangen sind, in denen Menschen gesprochen haben – die neuesten Ausgrabungen der Anthropologen datieren den *Homo sapiens* immer weiter zurück –, daß die Schrift, die uns vergangene Sprachen bezeugt, erst wenige Jahrtausende alt ist. Wer will ermaßen, wie viele Sprachen erklingen, dann verschollen und vergessen sind? Und wer weiß, ob nicht noch bisher unbekannte Sprachen ans Licht kommen? Und letzters: Sollen wir das Althochdeutsche des «Heliand», das Mittelhochdeutsche der Minnesänger, das heutige Deutsch als eine Sprache zählen? Das Englisch Chaucers, Shakespeares und das heutige?

Der Frager hat seine Ansprüche herabgeschraubt. «Ich will bescheidener sein. Bei allen Einschränkungen, es müßte doch möglich sein, meine Frage wenigstens der Größenordnung nach zu beantworten? Gibt es mehrere hundert oder mehrere Tausend Sprachen, oder zählen sie nach Zehntausenden?»

«Jetzt könnten wir uns nähern!», sagt der Linguist. «Denken Sie nur daran, das kann man von Bibel- und Missionsgesellschaften erfahren –, daß die Bibel bisher in mehr als 2800 Sprachen übersetzt worden ist, Sprachen wohlgeartet, nicht gerechnet also verschiedene Übersetzungen in dieselbe Sprache. Übersetzungen ins Deutsche hat es ja vor Martin Luther eine ganze Reihe gegeben.»

«Tatsächlich? Aber lassen Sie mich jetzt mal selbst schätzen. Ich nehme an, daß es den Christen gelungen ist, die Heilige Schrift in jede dritte Sprache zu übertragen, die auf dieser Erde gesprochen wird. Dann müßte die Zahl der Sprachen, vorsichtig angepeilt, zwischen vier- und sechs tausend liegen.»

«Gut geschätzt! Es sind eher 9000 oder mehr!»

– Erlauben Sie mir noch eine Frage: Bleibt diese Zahl in etwa konstant? –

– Nein! Es sind zwar vom 17. bis Anfang des 20. Jahrhunderts in den damaligen europäischen Kolonien mehr als 100 neue Sprachen entstanden aus der Überlagerung der Sprachen der ehemaligen Kolonialherren (von allem Englisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch) und der Unterworfenen – sogenannte Kreolsprachen, eine für den Linguisten höchstinteressante Sache. Aber dieser Prozess ist abgeschlossen. Heute ist es vielmehr so, daß zahlreiche Sprachen, nach Schätzungen mindestens jede zweite, vom Aussterben bedroht sind. –

– Welche sind denn da betroffen? –

– Alle, die nur wenige Dutzend oder tausend – bis etwa 100.000 – Sprecher haben, z. B. Sprachen der Eingeborenen (Aborigines) in Australien, Sprachen im Norden Rußlands, Eskimosprachen, indiansche Sprachen in ganz Amerika. Wird die Sprache der Eltern von den Kindern nicht mehr aufgenommen und weitergetragen, stirbt sie. –

– Ist das schlimm? –

– Jede Sprache verkörpert ein Stück menschlicher Weltansicht. Verliert sie unter, ist das für immer verloren. Das ist ebenso tragisch und –schlimm– wie das Aussterben einer Pflanze oder Tierart. –

– Was kann man dagegen tun? –

– Das Beste, was zu erreichen wäre, aber kaum zu schaffen ist: Fachleute suchen die letzten Sprecher einer Sprache auf und halten fest, worauf vor allem auf Tonbänder, was sie sagen und was sie wissen. Die Auswertung setzt viel Erfahrung im Analysieren und Vergleichen von Sprachen voraus – denn die über große Mehrheit derer, die eine Sprache sprechen, weiß obwohl sie sich mühsam zuhandhaben über die Entwicklung und die Hangsätze ihrer Sprache so gut wie nichts. – Das Sprachensterben wird man damit kaum verhindern können. –

ERSTES KAPITEL

Vom Entschlüsseln toter Sprachen und Schriften

Edgar Allan Poe hat mit seiner Geschichte »Der Doppelwaid in der Rue Morgue« (*The Murders in the Rue Morgue*) das Ur- und Vorbild aller späteren Kriminalromane geschaffen. Für mich ist fraglich, ob seine Nachfahren und Nachahmer ihm jemals übertreffen haben. Poe hat mit seinem »Goldkalber« (*The Gold Bug*, erschienen 1843), auch die Faszination beschworen, die von der schrittweisen Entzifferung eines Kryptogramms, einer Geheimschrift, ausgehen kann. Diese Art von Erzählungen hat er selber *Tales of ratiocination* genannt, Geschichten, die ihr Rätsel auf dem Wege streng rationalen, vernunftgemäßen Reflektierens und Deduzierens lösen.

Vorbemerkung

Von ähnlicher Faszination sind die Geschehnisse, die sich mit dem Entziffern der Zeugnisse erloschener Sprachen und Kulturen verknüpfen. C. W. Ceram hat in seinem Buch »Clotter, Ciraber und Gelehrte« davon einige unvergessliche Proben geliefert. Jedoch möchte ich, wenn ich mich diesem – in der Einteilung angetuppten – Thema zuwende, weil es als Einstieg in das vielleicht zunächst etwas trocken anmutende Thema »Sprachwissenschaft« geeignet erscheint, diese Geschehnisse nicht in der vereinfachten – damit immer auch ungerechten – dramatischen Zuspitzung darbieten, wie sie einer Kriminalgeschichte angemessen ist (die ja alles beiseite lassen soll, was nicht zum Hauptfaden der Handlung gehört). Zwar muß ich in diesem Buch ohne Unterlaß vereinfachen – sonst würde es für den normalen Leser ungenießbar. Jedoch, ich möchte zwar Probleme vereinfachen, Berwerk fortlassen, nicht jede Tiefe ausloten – aber ich möchte nicht wissenschaftsgeschichtliche Abläufe zu stark versimpeln.

Bei der ersten Geschichte, die von dem sagenhaften Stein von Rosette und der Entzifferung der Hieroglyphen durch den jungen, besessenen und genialen Champollion handelt, möchte ich vermeiden, ein Drama aufzubauen, in dem nur der von Napoleons Begleitern ausgegrabene Stein

und der junge Champollion auftreten, dieser unbereitbar von früher Jugend an entschlossen, das Geheimnis zu lüften – hierin Heinrich Schliemann vergleichbar. Die Sache ist doch etwas verwickelter, und hier geht es nicht darum, Geschichten zu erzählen, sondern Gesichte, und Gesichte ist niemals ganz einseitig und einfach, im Grunde ist die Historie sogar immer unentzifferbar, und das! Napoleon wie Hitler ihre Operationsziele in Rußland nicht erreicht haben – wer könnte aufzählen, welches Geflecht von Kausalketten – darunter sogenannte „zufällige“ – dabei mitgewirkt hat?

Das Bestreben, hier etwas genauer und dann gerechter zu verfahren, zwingt mich, ein bißchen ausführlich zu werden, und damit, mich im wesentlichen (damit das Kapitel den Rahmen des Buches nicht gleich zu Beginn sprengt) auf zwei Themen zu beschränken, nämlich die Hieroglyphen und die Keilschrift, andere Leistungen, die ebenso respektabel wie auch ebenso interessant sind, zu ignorieren oder nur zu streifen.

Das Geheimnis der Hieroglyphen

Napoleons Zug nach Ägypten, im Jahre 1798 unternommen, verfolgte das Ziel, dem britischen Erzfeind, den durch eine Landung an der englischen Südküste direkt niederzuwerfen ihm aussichtslos erschien, einen Schlag zu versetzen, indem er in dem damals türkisch beherrschten Ägypten landete und damit die Verbindung nach Indien bedrohte. Politisch und militärisch ist das Unternehmen alsbald gescheitert, da Napoleons Flotte bei Abukir durch Nelson vernichtend geschlagen wurde und der Korps nur mit Mühe nach Frankreich entkommen konnte. Für die Geschichte der Sprachwissenschaft hat das Abenteuer dagegen weitreichende und dauerhafte Fortwirkung gebracht.

Der Stein von Rosette

Napoleon hatte Archäologen und andere Gelehrte in seinem Gefolge nach Ägypten genommen, um die Rätsel aufzuhellen, welche die uraite Geschichte dieses Landes barg. 1799 wurde in der Nähe des verfallenden Forts Raschid (das die Franzosen in Fort St Julien umbenannten), anwen des westlichen Mündungsarms des Nil, ein Block aus schwarzem Basalt gefunden, etwa einen Meter hoch, 70cm breit, 30cm dick, der als *Stein von Rosette* in die Geschichte eingegangen ist. *Rosette* ist eine französische Form des Ortsnamens *Raschid*. Der Block trug auf



Der Stein von Rossetti. Ansicht. Er wird im Britischen Museum, London, aufbewahrt.

seiner Vorderseite drei Inschriften: zuoberst 14 Zeilen in altägyptischen Hieroglyphen, die Zeilenanfänge und -enden fehlend, darunter 32 Zeilen, teilweise durch Verwitterung unleserlich, in der sogenannten demotischen Schrift, die von ägyptischen Papyri her der Forschung bekannt war (aber nicht gelesen werden konnte), darunter 54 Zeilen in griechischer Schrift und griechischer Sprache, die Hälfte davon am Zeilenende verstümmelt.

Um verständlich zu machen, warum dieser Stein so bedeutsam war, muß ich weit ausholen.

Die Geschichte der ägyptischen Kultur reicht mehrere tausend Jahre vor den Beginn unserer Zeitrechnung zurück. Vermutlich gab es schon im 4. Jahrtausend v. Chr. zwei große Reiche, deren eines am Oberlauf des Nil lag und bis zu den Katarakten von Assuan nach Süden reichte, während das andere seinen Schwerpunkt im Nildelta hatte. Um 2850 v. Chr. sollen beide Reiche durch einen König Menes zu einem Großreich vereinigt worden sein. Mit ihm beginnt die erste der insgesamt 30 Dynastien, in die ein Hoherpriester namens Manetho, der im 3. Jahrhundert v. Chr. lebte und eine Geschichte seines Landes verfaßte,

Hauptperioden der Geschichte Ägyptens

die Herrscher Ägyptens eingeteilt hat – von Menes bis zu seiner Zeit, als Ägypten bereits durch Alexander den Großen unterworfen war. Nur Bruchstücke von Manethos Schrift sind erhalten.

Im großen wird die Geschichte Altägyptens eingeteilt in das Alte Reich, das die ersten zehn Dynastien umfaßt und dem die großen Pyramidenbauer Cheops und Cheffren angehören; ein Mittleres Reich, die 11. bis 16. Dynastie umfassend und bis zum Jahre 1570 v. Chr. bestehend. Das Neue Reich, während dessen Bestehen das heutige Palästina und Syrien lange Zeit eine Provinz Ägyptens bildeten, bringt wie seine Vorgänger einen Wechsel von Aufstieg und Niedergang, schwere Existenzkämpfe vor allem gegen die Hethiter, und läuft schließlich in zunehmenden Verfall des Ägypterreiches aus, das erst durch die Äthiopier, dann durch die Assyrer, im 6. Jahrhundert durch die Perser, schließlich 332 v. Chr. durch Alexander besiegt und besetzt wurde. 30 v. Chr. ergriffen die Römer von Ägypten Besitz. Die günstige Gelegenheit zur Intervention bot ein Streit um die Thronfolge zwischen einem Geschwisterpaar, Ptolemaios und Kleopatra. Julius Caesar verhalf Kleopatra zur Alleinherrschaft und hinterließ ihr einen Sohn, Caesarion genannt.

*Hieroglyphen und
die Abkürzungen*

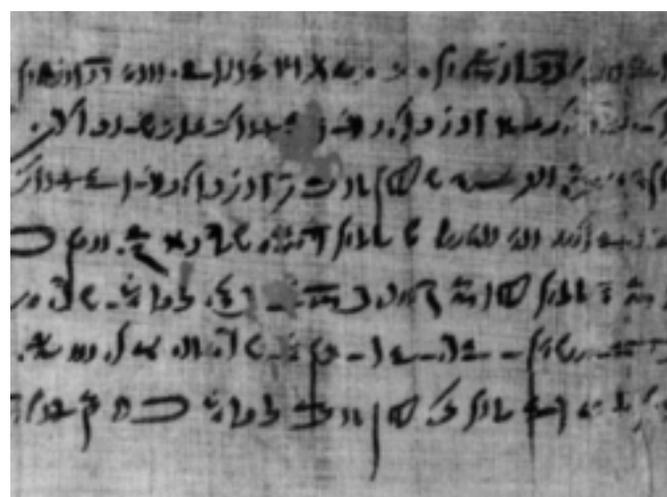
Die älteste Form der ägyptischen Schrift hat schon zu Beginn des Alten Reichs bestanden. Der Grieche Clemens Alexandrinus, der im 3. Jahrhundert v. Chr. gelebt hat, benannte sie *Hieroglyphen* wörtlich »Heiliges Schriftwerk«. Diese Schrift findet sich vor allem in Stein gehauen, auf Denkmälern.

Sehr früh schon schrieben die Ägypter auch auf Papyrus, gewonnen aus der gleichnamigen Staude, die im Unterlauf des Nil in Mengen wuchs. Man legte dünne Scheiben des Materials aufeinander, ein Blatt mit quer-, das nächste mit senkrechtlaufenden Fasern, verband sie durch einen Klebstoff. Nach Trocknen und Pressen konnte man die Oberfläche beschreiben, in der Regel mit einem Pinsel aus Birnen und mit roter oder schwarzer Tinte. Man konnte Papyrusblätter aneinanderkleben und so Schriftrollen von 30 bis 40 Meter Länge erzeugen. Für das Schreiben auf Papyrus entwickelte sich aus der Bilderschrift eine stark abgeschliffene Form, in der die ursprünglichen Bilder nur noch andeutungsweise zu erkennen sind, die *hieratische* Schrift.

Bald nach 1000 v. Chr. erfolgt noch einmal ein stark vereinfachender Entwicklungsschritt. Die so entstandene *demotische* Schrift kann man fast als Stenographie bezeichnen, nur der Kenner ist in der Lage, sie auf ihre Anläufer zurückzuführen.

Die drei Schriften blieben in Gebrauch bis in die Zeit der Diadochen und der römischen Herrschaft. Die Hieroglyphen dienten vornehmlich religiösen Zwecken, ihre Kenntnis war der Priesterkaste vorbehalten, die ihre Schreiber dazu in eigenen Schulen ausbildete. Alexanders Nachfolger in Ägypten, die Ptolemäer, wie auch die späteren römischen Statthalter hielten engen Kontakt zur mächtigen Priesterkaste. Zur Zeit Casars war die Kenntnis der

*Die Hieroglyphen
stehen*



*Ägyptische Papyri
Oben zwei Seiten aus
dem sogenannten
- Totenbuch und
Bildern und Hiero-
glyphen, unten drei
Seiten, unter Seite in
demotischer Schrift*

Hieroglyphen offenbar im Rückgang, einem Bericht des Tacitus ist zu entnehmen, daß anlässlich eines Besuchs des Germanicus in Theben ein betagter Priester herbeigeführt werden mußte, um den Wunsch des Besuchers zu erfüllen und bestimmte Inschriften vorzulesen und zu erklären. Dieser Niedergang hängt zusammen mit dem Vordringen des Griechischen in Ägypten, das schon lange vor Alexanders Triumph durch griechische Kaufleute ins Land gekommen war. Man begann, die ägyptische Sprache in griechischen Buchstaben zu schreiben. Vollends erstarb die Kenntnis der alten Schrift mit der Christianisierung Ägyptens. Im 4. Jahrhundert n. Chr. wurden die alten Tempel auf Betreiben der Christen geschlossen. Das letzte bekannte Schriftstück in hieroglyphischer Schrift stammt aus dem Jahre 394 n. Chr.

Mit dem letzten Priester oder Schreiber, der sie beherrschte, starb das Wissen um diese Schrift für mehr als 1400 Jahre aus. Zwar konnte jeder Reisende, der Ägypten besuchte, die rätselhaften und monumentalen Zeichen überall bewundern, sie fanden sich auch auf Obelisken, die Italiener, Franzosen und Engländer aus Ägypten weg in ihre Heimatländer brachten und dort aufstellten. Man hielt die Hieroglyphen für eine Art Geheimschrift, in der die ägyptischen Priester ihr langsam gelutetes Wissen verschlüsselt niedergelegt hatten; manche schrieben diesen Zeichen überhaupt nur einen symbolischen Charakter zu. Mozarts »Zauberflöte« mit ihren deutlichen Anklängen an ägyptische Mythen stammt aus der Zeit, da man über das alte Ägypten noch höchst verschwommene Vorstellungen hatte.

Es lohnt nicht, über die zahlreichen Versuche einer Deutung zu berichten, die vom 16. Jahrhundert ab sporadisch unternommen wurden, so 1636 durch den deutschen Jesuiten Athanasius Kircher, einen verdienten und auf manchen Wissensgebieten kenntnisreichen Mann, der sich, was die Hieroglyphen anging, in phantasievollen Deutungen erging, die mehrere Bände seiner Werke füllten. Seine Nachfolger haben es kaum weiter gebracht. Bis der Stein von Rosette entdeckt wurde.

*Bilinguis sive
trilinguis*

Der Stein war insofern ein überaus glücklicher Fund, als den Sprachforschern hier etwas beschrieb wurde, das sie eine »Bilinguis« nennen, ein Dokument, das denselben Text in zwei verschiedenen Sprachen (und oder Schriften) ent-

halt, von denen die eine der Wissenschaft schon bekannt ist. Hier war sogar der höchst seltene Fall einer «Inlingua» gegeben, denn der Stein enthielt drei Texte, deren zuunterst stehenden griechischen man – bis auf die Beschädigung – alsbald lesen und verstehen konnte: eine Verlautbarung einer Priesterversammlung, die im Jahre 196 v. Chr. in Memphis stattgefunden hatte. Die Priester rühmten den König Ptolemäus Epiphanes und dankten ihm für die Wohlthaten, die er ihnen und ihren Tempeln erwiesen hat; in jedem Tempel soll eine gleichartige Inschrift angebracht werden. Fast hundert Jahre später wurde eine dieser identischen Inschriften gefunden.

Man konnte meinen, mit diesem Schlüssel in der Hand müsse es ein Leichtes gewesen sein, die beiden oberen Teile zu entziffern, zumal man dem griechischen Text entnehmen konnte, daß dieser zuerst verfaßt war, also das Original darstellte, das dann – in den Zeichen der göttlichen Sprache – (den *Hieroglyphen*) und – in der Schrift der Buchen – (der *demosischen*) wiederholt wurde. Die Entdeckung wurde unter den Gelehrten Westeuropas schnell bekannt – dem Fund von Rosette folgte später ungezählte Inschriften und Papyri, die die aus dem Stein schließlich gewonnenen Anfangskennnisse vervollständigen halfen. Aber während widerstand der Stein allen Versuchen der Entzifferung!

Um das zu verstehen, müssen wir uns jetzt vergegenwärtigen, welche Vorstellungen man damals von der Eigenart dieser alten Schriftzeichen hatte. Auf den ersten Blick müssen die Hieroglyphen als eine Bilderschrift erscheinen, weil man zumindest in einem Teil der Zeichen mühelos Abbildungen konkreter Dinge oder Lebewesen erkennt, etwa einen Vogel, einen sitzenden Menschen, ein Auge, einen Käfer. Den ganzen Text in diesem Sinne zu deuten – dagegen sprach zweierlei. Einmal gab es im Hieroglyphentext wesentlich mehr Zeichen als im griechischen Text Wörter. Zum anderen konnte eine Sprache, die ausschließlich aus Abbildern konkreter Dinge besteht, nur ein äußerst bescheidenes Niveau der Verständigung ermöglichen. Eine entwickelte Sprache muß auch Eigenschaften benennen können, Tätigkeiten erst recht, auch Abstrakta und vieles andere, z. B. logische Beziehungen.

Unter den zahlreichen Männern, die über das Geheimnis der Hieroglyphen grubeln – und ebenso über die

Ratgeber

Young

schwer entzifferbare demotische Schrift – trägt ein junger Engländer hervor: Thomas Young, geboren 1773, dem Naturwissenschaftler bekannt als Erheber der Wellentheorie des Lichts im Gegensatz zu Isaac Newtons Korpuskulartheorie, ein Dualismus, der heute einer – für Laien freilich schwer zu fassenden – Synthese Platz gemacht hat. Youngs äußerst vielseitige Interessen – Mathematik, Physik, Medizin u.a. – erstreckten sich auch auf die Hieroglyphen. 1814 wurde er durch Freunde auf den Stein von Rosette aufmerksam gemacht.

Eigenname
als Ovale
1900?

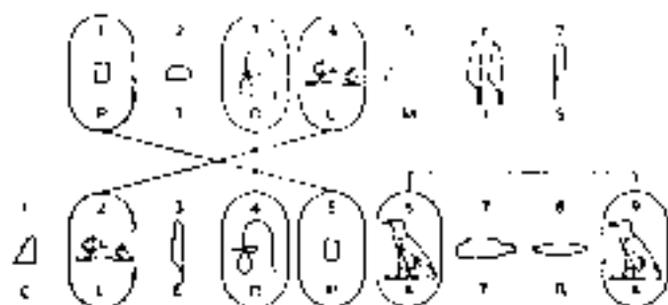
Youngs Beschäftigung mit dem Dreisprachenstein führte ihn nicht zum vollen Erfolg. Sein richtiger Ansatz »Suche im griechischen Text die Eigennamen (z. B. Ptolemaios kam dort 1^{er} mal vor) und suche dann die Entsprechungen im demotischen Text« scheiterte, weil – was Young nicht wußte – der demotische Text keine genaue Übersetzung des griechischen darstellt, sondern eine freie Übertragung. Tatsächlich wurden der demotische Text und das ganze System dieser Schrift erst 1880 vollständig entschlüsselt. Hinsichtlich der Hieroglyphen fand Young ebenfalls einen richtigen Ansatz. Wenn ein ägyptischer Schreiber – so überlegte er – vor der Aufgabe stand, einen mehrtäglichen, also insbesondere griechischen Namen zu schreiben, so stand ihm dafür kein Bildzeichen, kein *Idogramm* zur Verfügung. In dieser Lage würde er sich wahrscheinlich so behelfen, daß er bestimmten Zeichen keine bildliche, sondern eine *phonetische* Rolle zuwies, sie also benutzte, nicht um Gegenstände oder Begriffe darzustellen, sondern gesprochene Laute. Sollte sich nicht wenigstens der Name Ptolemaios in den Hieroglyphen identifizieren lassen?

Schon vor Young war es einigen Forschern aufgefallen, daß bestimmte Textpartien bei Hieroglyphen von einem länglichen Oval umschlossen waren – man nannte es *Kartusche*. Sicher sollte der Inhalt solcher Ovale irgendwie hervorgehoben werden. Vielleicht handelte es sich um geheiligte Formeln – oder »vielleicht um Herrsherrnamen?« Auf diesem Weg kam Young ein Stück weit, aber da er nicht wußte, daß die Ägypter – auch bei Verwendung der Hieroglyphen als phonetische Zeichen – die Vokale meist fortließen, blieb er schließlich doch stecken. Einige der gewonnenen Erkenntnisse gab er in einem Artikel bekannt, der 1819 in der damaligen Neuausgabe der *Encyclopaedia*

Britannica erschien. Dann gab Young entmutigt auf. Es ist nicht ganz sicher, ob sein Artikel jemals dem Mann vor Augen gekommen ist, dem schließlich der entscheidende (wenn auch längst nicht der abschließende) Schritt gelang.

Dieser Mann, Jean François Champollion, 1790 geboren, hochbegabt und fröhlich, wurde 1801, also als 11-jähriger, von dem berühmten Mathematiker Fourier eingeladen, der an Napoleons Zug nach Ägypten als wissenschaftlicher Berater teilgenommen hatte. Fourier zeigte dem Jungen in Grenoble einige aus Ägypten mitgebrachte Antiquitäten, und Champollion, kaum hatte er erfahren, daß niemand die Hieroglyphen entziffern konnte, beschloß, sein Leben dieser Aufgabe zu weihen. Diesen Entschluß verfolgte er mit kaum fählicher Hartnäckigkeit und Konsequenz. Erst 1822 gelang ihm der Durchbruch. In einem Brief *Lettre à M. Dacier relative à l'alphabet des hiéroglyphes phonétiques* in umfassender Weise erst 1824 in seinem Buch *Précis du Système Hiéroglyphique*, gab er seine wichtigste Erkenntnis bekannt. Die Hieroglyphen sind teils wirkliche Bildzeichen, die für ganze Wörter (Begriffe) stehen, teils phonetische Zeichen, die Laute wiedergeben, teils schließlich «determinativen» – das sind Zeichen, die erklärend zu einem Bildzeichen hinzutreten, also selbst in der gesprochenen Sprache, beim Lesen des Textes nicht in Erscheinung treten, etwa ein Zeichen für ein weibliches Wesen oder für eine Tätigkeit.

Bei der Darstellung von Personennamen haben die Hieroglyphen (fast) immer erste phonetische Bedeutung. Ein Beispiel mag für viele stehen: die Identifizierung der Schnitzzeichen in den beiden Namen *Ptolemaios* und *Aleupatra*.



Champollion

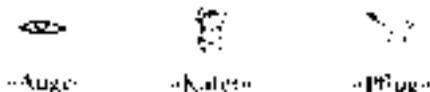
*Zwei
Beispielenamen*

Hier ist, wie man sieht, eine weitgehend stimmige Deutung gelungen. gleiche Zeichen entsprechen (mit einer Ausnahme beim Laut [j]) gleichen Lauten. Anzumerken ist, daß in diesem Beispiel auch die Vokale [e] und [a] durch Zeichen repräsentiert sind; ferner, daß die Schreibrichtung bei den Hieroglyphen wechselt, sie kann von rechts nach links laufen, dies ist der häufigste Fall, auch im obigen Beispiel ist das Original so, lediglich zur Erleichterung für den europäischen Leser ist das Schriftbild spiegelverkehrt abgebildet. Die Schrift kann auch umgekehrt verlaufen, auch von oben nach unten, auch von unten nach oben, auch in freier Anordnung.

All dies hat den ersten Pionieren ihre Arbeit erschwert. Halfreich für die Deutungsarbeit wirkte die Erkenntnis, daß Menschen- und Tierfiguren stets zum Anfang der Zeile hin blicken.

Champollion hat noch acht Jahre lang, dann mit wirksamer Forderung durch die französische Regierung, die ihn einen zweijährigen Aufenthalt in Ägypten ermöglichte, unermüdlich an der Lösung der selbst gestellten Aufgabe weitergearbeitet. Dann erreichte ihn ein früher Tod. Viele Männer haben sein Werk fortgeführt, unter ihnen ist hervorzuheben der Deutsche Adolf Erman (*1871), der die »ägyptische Philologie« auf eine feste Basis gestellt hat – soweit man bei einer seit 1500 Jahren toten Sprache etwas als fest bezeichnen kann.

Beispiele Warum die Aufgabe nahezu unlösbar war (solange nicht die Forschung immer mehr Vergleichsmaterial, darunter auch weitere Bildquellen, zutage gefördert hatte), soll mich durch einige einfache Beispiele verdeutlicht werden. Manche Zeichen stehen für den Gegenstand, den sie offenkundig darstellen, wie z. B.



Manche Zeichen meinen nicht den Gegenstand, sondern eine Tätigkeit, die mit diesem in engem Zusammenhang steht, wie z. B.



Manche Zeichen stellen Dinge, die sich nicht unmittelbar bildlich darstellen lassen, symbolisch dar, wie z. B.

		
-Petersilien- (Szepter)	Miet- Mann mit Stock	-Kuhle- (Gefäß) aus dem Wasser- boot

Manche Zeichen deuten auf das Gegenteil mit einem Bild, das gar ihm keinerlei Ähnlichkeit oder Beziehung hat, dessen Name aber in der gesprochenen Sprache ähnlich (nicht unbedingt gleich) klingt. Das läßt sich fast mit schlechtem Wortwitz vergleichen und damit erläutern, daß ich etwa als Deutscher, der in Bilderschrift schreiben muß, in dem Satz »Der Pfarrer erteilte seinen Segen« das letzte Wort durch zwei sagende Männer darstellte (=Segen = sagen), oder in dem Satz »Wir müssen den Kampf wagen« das letzte Wort durch ein Fahrzeug (=Wagen = wagen).



Erschwerend kam hinzu, daß die Forscher die ägyptischen Wörter und ihren Klang *n* nicht kennen konnten.

Unter den Zeichen, die einen Laut darstellen, sind solche, die für *einer* Konsonanten stehen, wie z. B.

		
<i>p</i>	<i>r</i>	<i>d</i>

Andere stehen aber für zwei Konsonanten, z. B.

		
<i>pr</i>	<i>dr</i>	<i>pr</i>

Schließlich, wie wir in Beispielen gesehen haben, wurden gelegentlich auch Vokale durch Zeichen wiedergegeben.

Endlich treten die Determinative auf, stumme Zeichen, die nur zur Deutung oder Verdeutlichung beigegeben wurden, z. B.

		
Fell nur Schwarz für = Saugerier	Wellenlinien für = Wasser-	Zugeschnittene Schriftrolle für abstrakten Begriff

(Determinative)

Schließlich benutzte man auch im selben Wort Bildzeichen und phonetische Zeichen zusammen oder durcheinander, etwa in *Thutmosis* für den ersten Teil das Symbol für den Gott *Thot* für den Rest Hieroglyphen als phonetische Zeichen

Dieses äußerst verwickelte System haben die Ägypter eines der konservativsten Völker der Kulturgeschichte durch die Jahrtausende festgehalten

Die Leistung der Männer, die über diese und weitere Handicaps hinweg die Hieroglyphen und damit den ungeheuren Reichtum der ägyptischen Kultur der Nachwelt erschlossen haben, verdient Respekt

*Schwierigkeitsgrade
beim Entschlüsseln
Schrift und Sprache
unbekannt*

Das Rätsel, das der Forscher beim Entschlüsseln zu lösen hat, ist am schwierigsten, wenn – wie es bei ägyptischen Hieroglyphen der Fall war – sowohl die Schriftzeichen wie die zugrundeliegende Sprache unbekannt sind. Doch sind in solchen Fällen gewöhnlich Anhaltspunkte gegeben, da man den Fundort des Dokuments kennt (das freilich nicht unbedingt am Ort entstanden sein muß), meist auch Anhaltspunkte für die Entstehungszeit in Form archäologischer Begleitfunde hat; ferner kennt man das verwendete Material (Papyrus, Ton usw.) und kann daraus gewisse Schlüsse ziehen

Sprache bekannt

Handelt es sich – wie bei den sogenannten Geheimschriften, die in Kriminal- und Spionagegeschichten eine Rolle spielen – um eine im Prinzip bekannte Sprache, aber um eine unbekannt Art der schriftlichen Wiedergabe (z. B. einen Code aus Ziffern oder Symbolen), so liefert das Wissen vom Bau der verwendeten Sprache oft erste Anhaltspunkte für die Lösung, etwa das Wissen, welche Laute bzw. Zeichen in ihr am häufigsten vorkommen; welche nebeneinander auftreten können, welche nicht; welche Wörter es gibt, die nur aus ein oder zwei Zeichen bestehen.

Schrift bekannt

Haben wir ein bekanntes Alphabet vor uns, aber eine völlig unbekannt Sprache, so kann die Aufgabe schwierig bis unlosbar sein, besonders wenn relativ wenige Texte zur Verfügung stehen. Dies ist der Fall beim Etruskischen, das hauptsächlich in einer begrenzten Anzahl von Grabinschriften erhalten ist.

*Die Entzifferung der
Keilschrift*

Der deutsche Forschungsreisende und Arzt Engelbert Kaempfer (1651–1716), der Europa die erste zuverlässige

Kunde über Japan brachte, hat als einer der ersten auch über die Existenz einer rätselhaften Schrift berichtet und ihr, wegen der überwiegend aus keilförmigen Gebilden zusammengesetzten Gestalt der Schriftzüge, auch den Namen gegeben. Die englische Bezeichnung lautet *cuneiform writing*.

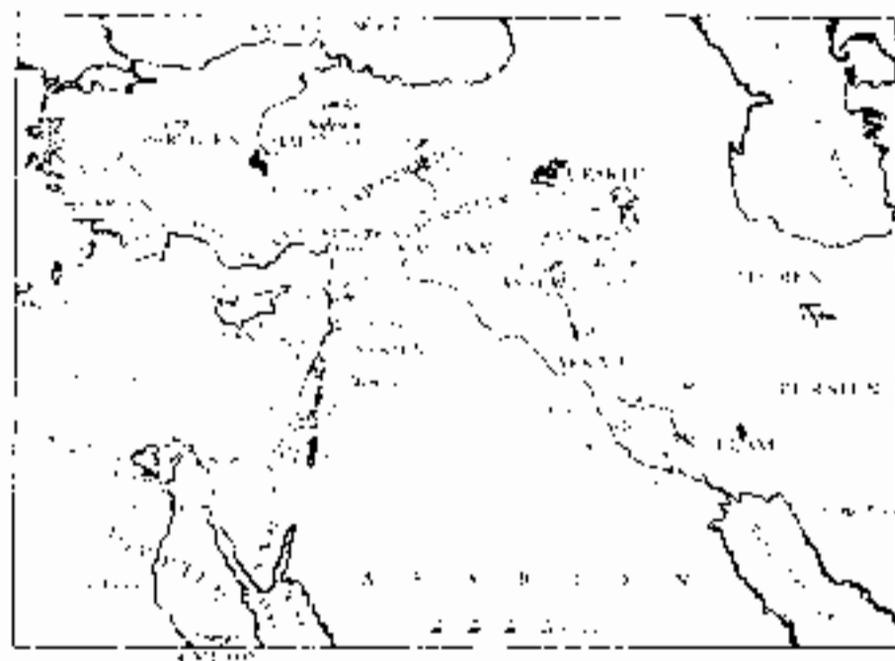
Die Geschichte der Keilschrift-Entzifferung ist, abgesehen davon, daß sie dramatische Höhepunkte hat, recht verwickelt. Man könnte sie vom hinteren Ende her erzählen, d. h. in der Folge, wie ihre Entzifferung Schritt für Schritt immer neue Phasen großer Kulturen enthüllte (im Verein mit Ausgrabungen natürlich, deren Reste unter Wüstensand vergraben waren) — ein Phänomen, das Oswald Spengler wesentlich zu den Grundthesen seines Werkes „Der Untergang des Abendlandes“ (erstmalig erschienen 1918/19) inspiriert haben dürfte. Eine solche Schilderung kann aber einem Leser, der in der Geschichte der Alten Welt nicht sehr bewandert ist, kaum ein klares Bild von den zeitlichen, räumlichen und kulturellen Gegebenheiten und Verknüpfungen vermitteln. Beginnt man dagegen die Darstellung chronologisch in der Feststellung, die Keilschrift sei von dem bedeutenden Kulturvolk der Sumerer erfunden und dann an Assyrer, Babyloner, Perser und andere vererbt worden, so verspielt man eine Partie, denn erst die Entschlüsselung der Keilschrift hat klargemacht, welche Rolle Volk und Reich der Sumerer einmal gespielt haben.

Die Geschichte spielt in dem zweiten großen Stromgebiet der Alten Welt, das neben Ägypten als eine der Wiegen der Zivilisation gelten muß: in *Mesopotamien*, dem Land, das Alexander der Große griechisch so benannte (= Land zwischen Flüssen) Euphrat und Tigris fließen damals wie heute annähernd parallel von Nordwesten nach Südosten, sie mündeten jeder für sich in den Persischen Golf, und dieser erstreckte sich damals noch um etwa 200 km weiter nach Norden als heute, so daß die Stadt Ur, eines der ältesten ausgegrabenen Zentren einer städtischen Zivilisation, damals nahe am Meer lag, heute vereinigen sich beide Flüsse 150 km vor Erreichen des Golfs zum Scham-el-Arab, dem politisch wie militärisch umkämpften „Strom der Araber“.

Die Entzifferung der Keilschrift ist ein Werk des 19. und 20. Jahrhunderts. Ihre Entstehung und Lebenszeit reicht

Der Schauplatz

*Die räumliche
Reihen*



Völker und Städte im
Nahen Osten
1. Jahrtausend
v. Chr. Die Karte des
Persepolis-Gebiets ist
zu ihrem heutigen
Verfall eingezogen
und danach verfall
sie hochsteigend
schonlich und
200 km von einem
nach der westlichen
Stadt Es in Karsten
nahe lag

Carsten Niebuhr

von etwa 3000 v. Chr. bis in die letzten vorchristlichen Jahr-
hunderte. Dann erlosch sie, verdrängt u. a. von den moder-
nen Alphabeten der Griechen und Römer, später auch von
der arabischen Schrift. Sie geriet in Vergessenheit. Griechische
Autoren erwähnen sie zwar noch als *ασωμα γραμμα-
ταισσυνησική* (Schrittzeichen), doch zu lesen vermochten
sie sie schon nicht mehr.

In Europa verbreitete ein italienischer Reisender, Pietro
della Valle, im 17. Jahrhundert als einer der ersten die Kun-
de von dieser Schrift. Nach dem schon genannten Engel-
bert Kämpfer war es vor allem Carsten Niebuhr
(1733–1815), der als Forschungsreisender im Dienste des
dänischen Königs den Nahen Osten bereiste, zu danken,
daß man im Abendland verlässliche Nachrichten über
Schriften und Denkmäler jener Länder erhielt. Niebuhr
(Vater des berühmten Historikers Barthold Georg Nie-
buhr) begab sich als Mitglied einer funfköpfigen Expedi-
tion auf eine Reise nach Ägypten, Arabien und Syrien. Als
man den heutigen Jemen erreichte, waren zwei der fünf
Männer bereits den Strapazen der Reise erlegen, und in In-
dien starben noch zwei. Niebuhr trat allein die Rückreise

an, entschied sich, dabei Persien und Mesopotamien zu durchqueren, und hier begann er eifrig, Inschriften in Keilschrift zu kopieren, von Hand, versteht sich, denn die Photographie war noch nicht erfunden. Niebuhrs Reisebericht, 1776/80 in Amsterdam erschienen, erregte weithin Aufsehen. Napoleon trug ihn während seiner Expedition nach Ägypten stets bei sich. Niebuhr veröffentlichte später auch dreisprachige Inschriften aus Persepolis – genauer gesagt, dreiteilige Inschriften, von denen er zutreffend vermutete, es handele sich – obwohl alle in Keilschrift – um drei verschiedene Schriftsysteme und Sprachen.

Um 1800 verfügten europäische Gelehrte dank Niebuhr, der nicht nur Vorlagen gebracht, sondern auch erste Vorschläge zur Deutung gemacht hatte, auch dank mancher Vorarbeiten deutscher und dänischer Orientalisten über so viel Material, daß man eine Entschlüsselung wagen konnte. Bevor ich darauf eingehe, erst noch ein Blick auf die beteiligten Völker und Stämme.

In den drei Jahrtausenden vor Christi Geburt treten uns in Vorderasien so viele Völker entgegen, daß es Mühe kostet, sie zeitlich, räumlich und in ihren Beziehungen untereinander zu ordnen, und in der Tat hat die Wissenschaft auch lange gebraucht, um dieses Ziel zu erreichen. Eine bunte Vielfalt von Volks- und Stammesnamen, von Städten und Königen, von Staaten, die einander befehden, sich verbunden, erneut bekämpfen, unterwerfen, von allem auch emander als politische, militärische, kulturelle Vormacht ablösen. Verwirrend auch der Wechsel der Namen, verwirrend schließlich, daß im überlieferten Schrifttum dieser alten Völker vieles steht, was der Europäer aus der Bibel kennt und was man lange Zeit – wenn nicht für göttliche Offenbarung, so jedenfalls für Schöpfungen des alten Judentums gehalten hatte.

Bereits um 3000 v. Chr. finden wir das Volk der Sumerer (Betonung auf dem »me«) im Südteil Mesopotamiens ansässig als Schöpfer und Träger einer der frühesten Hochkulturen der Menschheitsgeschichte. Die Ausgrabungen von Ur, Uruk und weiteren Siedlungen brachten planvoll angelegte Städte ans Licht, mit planmäßig organisierter Versorgung der Bevölkerung, Deich- und Kanalbauten. Die Kunst und die religiösen Einstellungen der Sumerer haben maßgeblich auf fast alle Kulturvölker des Altertums eingewirkt. Ihre Literatur enthält großartige Dichtungen



Sumerisches Text in Keilschrift in Formel geordnet und angeordnet, ein Stück aus dem »Colophon« des Pflanzensamen zu dem Bild enthält, rechter Rand des Schreinerbuches.

Wie zahllos die Völker.

Die Sumerer.

wie das Gilgamesch-Epos (Abb. S. 29). Zu den Leistungen der Sumerer gehört die Entwicklung einer Bilderschrift, aus der sich die spätere Keilschrift entwickelt hat.

Um Bild zum Keil

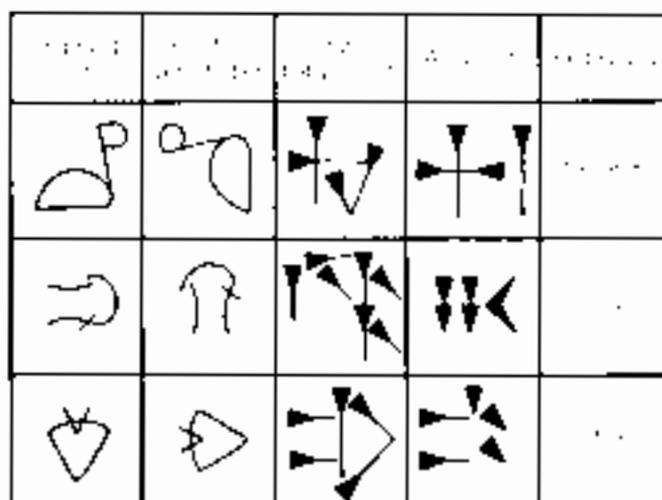
Zu dem Wandel der Schrift hin zu verhältnismäßig abstrakten Formen, die den ursprünglichen Bildgehalt höchstens noch dem Kenner verraten, dürfte wesentlich das Schreibmaterial beigetragen haben, das – abgesehen von Inschriften in Stein oder Metall – hauptsächlich verwendet wurde: Tafelechen aus Ton. In den noch weichen Ton wurden die Zeichen mit einem Griffel eingedrückt, danach wurde der Ton durch Brennen gehärtet und dauerhaft gemacht, so dauerhaft, daß ungezählte Tafeln dieser Art Jahrtausende später unversehrt ausgegraben werden konnten. Durch diese Art zu schreiben entstand der keilförmige Charakter der Schriftbestandteile, der ihr den Namen gegeben hat.

Die Babylonier

Die Sumerer haben kein Großreich geschaffen, sondern in unabhängigen, oft verfeindeten Stadtstaaten gelebt. Um 2500 v. Chr. tritt neben die Sumerer das etwas weiter nördlich im Zweistromland ansässige Volk der Babylonier – ein Volk mit semitischer Sprache, wohingegen die Sumerer weder dem semitischen noch einem anderen Sprachkreis eindeutig zuzuordnen sind. Die Babylonier übernahmen die kulturellen Erbschaften der Sumerer und besetzten sie schließlich. Ihnen gelang es unter Hammurabi um 1800 v. Chr. ein Großreich zu schaffen. Dieser Herrscher hat sich durch sein 1900 aufgefundenes Gesetzbuch verewigt.



*Inschriften aus
Keilschrift-Tabletten
knapp 1700 v. Chr.
aus dem 1. Jahrtausend
v. Chr.*



Die Entwicklung des Keilschriftschemata dargestellt nach dem deutschen Orientalisten Ernst Fuchs

Das Land der Babylonier wurde auch *Akkad* genannt, in neuerer Zeit spricht man oft vom *Akkadern* und ihrer akkadischen Sprache, darunter sind das *Babylonische* und das diesem nahestehende *Assyrische* zusammen zu verstehen.

Die *Assyrier*, noch weiter nördlich am Tigris siedelnd, Assur ist ihre Hauptstadt, übernahmen später eine führende Rolle. Zu ihren Herrschern zählen Sargon II (Sargon) ist der berühmteste König der frühbabylonischen Zeit, der die Stämme Israels in die Gefangenschaft geführt hat, sowie Assurbanipal um 600 v. Chr., dessen Bibliothek in Nimve ausgegraben wurde.

Die Assyrier

Die Keilschrift wurde von den Völkern, die das Erbe der Sumerer antraten, übernommen und weiterentwickelt. Im Unterschied zu den ägyptischen Hieroglyphen hat sie zur Aufzeichnung einer ganzen Reihe grundverschiedener Sprachen gedient.

Die Keilschrift hat sich weit über den Kernbereich des Zweistromlandes hinaus verbreitet. Relativ wenig nach Osten; immerhin gab es hier das Land *Elam* (im heutigen Iran), seine Bewohner übernahmen zuerst die akkadische Sprache, um Verwaltungsurkunden niederzuschreiben, und damit die Keilschrift, benutzten später jedoch die Keilschrift auch zur Aufzeichnung ihrer eigenen, der elamischen Sprache.

Verbreitung der Keilschrift

Im ersten Jahrtausend vor Christus, als die indogermanischen

nischen Perser in den heutigen Iran eingedrungen waren, übernahmen sie zur Aufzeichnung ihrer Sprache, des Altpersischen, ebenfalls die Zeichen der Keilschrift, allerdings in einem ganz neuen System.

Im Westen des Zweistromlandes lebte das Volk der Churriter, das die Keilschrift um 2000 v. Chr. übernahm und darin seine eigene (nicht indogermanische, auch nicht semitische) Sprache aufzeichnete. Und noch weiter westlich, in Kleinasien, lebte das indogermanische Volk der Hethiter, das seine hochstehende Kultur größtenteils von den Churritern übernommen hatte. Die Churriter, ein nicht-indogermanisches Volk, siedelten um die Stadt Hami, die unter ihrem späteren Namen Bogazkoy bei ihrer Freilegung die Archäologen in höchstes Erstaunen versetzt hat. Auch die Hethiter haben sich der Keilschrift bedient.

4. Überlagerungen

Die Erscheinung, die wir in Europa am Fortleben des Lateinischen beobachten können – die Sprache stirbt als Umgangssprache, wird aber weiter im Kultus, in Urkunden, in der Wissenschaft benutzt – diese Erscheinung läßt sich im Altertum mehrfach beobachten. So haben die Babylonier das ausgestorbene Sumerische als »Mönchslatein des Alten Orients« weiterleben lassen, in sie haben (was der späteren Entschlüsselung des Sumerischen zu Hilfe kam) für ihre Priesterschüler zweisprachige Wortlisten und grammatische Lehrbeispiele verfaßt. Ebenso haben die Hethiter die ausgestorbene Sprache ihrer Vorgänger, das Prothattische, konserviert. Und die Perser haben gar ihre Königsinschriften in drei Sprachen abgefaßt – nicht ahnend, welchen Dienst sie damit der zweitausend Jahre später einsetzenden Erforschung dieser Sprachen leisteten.

Nun können wir uns der Geschichte der Entzifferung zuwenden. Sie erfolgte, wegen der Vielschichtigkeit der sprachlichen Überlieferung, in einer ganzen Reihe von Anläufen.

Grottefend in Göttingen

Georg Friedrich Grottefend, geboren 1775, war Gymnasiallehrer und hatte insofern eine Hochschulausbildung, hatte auch sprachwissenschaftliche Interessen – denn er hat sich mit den ausgestorbenen Schwestersprachen des Lateins, Oskisch und Umbriisch, befaßt – aber er hatte keine Ahnung von orientalischen Sprachen. Seine Kenntnis der antiken Literatur kam ihm später auf eine unerwartete Weise zu Hilfe. 27 Jahre war er alt, als er das Geheimnis der Keilschrift aufbrach, in einem ersten unbekümmerten

Zupacken – ganz im Gegensatz zu Champollion, der fast zwanzig Jahre Vorstudien trieb, bis er sich an sein eigentliches Ziel heranwagte. Grotefend kannte Arbeiten von Niebuhr, vor allem von diesem gelieferte Schriftproben, auch von einigen anderen Gelehrten. Warum er sich überhaupt an diese Aufgabe machte, ohne wie Champollion wenigstens ein einziges zweisprachiges Dokument zu besitzen, ist nicht ganz klar, nach einem Bericht soll ein ihm bekannter Bibliothekar ihn dazu angeregt haben, nach einem anderen hat Grotefend leichtsinnigerweise eine Wette abgeschlossen, daß ihm die Entzifferung gelingen werde.

Grotefend legte seinen Bemühungen zwei von Niebuhr übernommene Inschriften aus Persepolis – Residenz der altpersischen Herrscher – zugrunde. Beide waren dreireilig, der eine Teil mußte wohl in der Sprache dieser Herrscher, Altpersisch, abgefaßt sein. Grotefend tuppte richtig auf den in der Mitte stehenden Teil. Die Schrift hatte – das war schon durch Vorarbeiten des Deutschen O.G. Tychsen und des Dänen E. Münter bekannt – ein Worttrennungszeichen in Gestalt eines einzelnen, schrägstehenden Keils. Da bis zu zehn Zeichen zwischen zwei Worttrennern standen, und da Wörter mit zehn Silben unwahrscheinlich sind, ging Grotefend davon aus, daß es sich um eine Buchstabenschrift handelte, zumal die Gesamtzahl der vorkommenden Zeichen nur 30 bis 40 betrug.

Er konnte sicher sein, daß solche Inschriften von Königen gesetzt waren, deren Name also vorkommen mußte, ebenso das Wort für »Könige«, wahrscheinlich auch Hinweis auf die Abstammung – Name des Vaters oder des königlichen Geschlechts. Diese Zeichengruppen galt es zuerst zu identifizieren.

Königsnamen

Grotefend, der sich zunächst klargemacht hatte, daß hier eine zeilenweise von links nach rechts zu lesende Schrift vorlag, vermutete das Wort für »Könige« in einer Zeichengruppe, die mehrfach vorkam, in beiden Inschriften sogar doppelt, direkt hintereinander, doch an zweiter Stelle war die Gruppe etwas länger. Vielleicht eine Deklinationseendung? Vielleicht der Genitiv Pluralis? Dann mußte diese Zeichengruppe die betrubtete altpersische Formel »König der Könige« darstellen, und dann mußte die Zeichengruppe unmittelbar vor diesem Titel für den Namen des Herrschers stehen, der sich mit dieser Inschrift ein Denkmal gesetzt hatte! Diese Gruppe war in beiden

Inschriften recht verschieden. Die Inschriften mußten also von zwei verschiedenen Herrschern stammen, deren Namen ungefähr gleich lang waren (oder Buchstabenzahl nach), aber mit verschiedenen Anfangsbuchstaben begannen.

Weiteres Kombinieren führte Grotefend zu der Annahme, daß in beiden Inschriften das Wort für «Sohn» vorkomme, diesem vorausgestellt jeweils der Vatersname (des X Sohns). Der Vatersname einer Inschrift glich dem Anfangsnamen der anderen. Also war der eine Herrscher der Sohn des anderen! Bei der Vatersnennung fand sich nur in einer der beiden Inschriften wiederum die Zeichen-Gruppe «König». Demnach war der eine Herrscher ein Königssohn, der andere nicht! Nun konnte Grotefend auf sein Studium der klassischen Philologie zurückgreifen. Der griechische Historiker Herodot führt die Namen der persischen Könige auf (früher) in griechischer Namensform. Gab es zwei Herrscher, die im Vater-Sohn-Verhältnis standen, bei dem der Vater des Vaters aber nicht König gewesen war? Nach Herodot war Xerxes Sohn des Darius (Darius), dieser war Sohn des Hystaspes – und dieser war nicht König gewesen. Grotefend setzte diese Namen versuchsweise ein und fand heraus, daß seine Annahme stimmen mochte, freilich klangten die Namen anders als vom Herodot überliefert, für Xerxes ergab sich etwa [xšaršā], für Darius ([daraiwā]).

So hatte Grotefend eine Bresche geschlagen und konnte eine Anzahl der Keilschriftzeichen identifizieren, längst nicht alle, es dauerte vielmehr noch Jahrzehnte, bis andere Gelehrte – unter ihnen der Däne Rasmus Kristian Rask, der uns im nächsten Kapitel erneut begegnen wird – zu einer Deutung sämtlicher Zeichen vorliefen.

*Raskins Beitrag
Raskins*

Inzwischen fügte es das Schicksal, daß ein junger Engländer die Leistung Grotefends, ohne sie zu kennen, erneut vollbrachte, dann aber weiter vorstolzen konnte. Henry Creswicke Rawlinson wurde 1810 geboren, eine Generation nach Grotefend. Als Sechzehnjähriger trat er in den Dienst der East India Company, Während der Schiffreise nach Indien – um Afrika herum – lernte er an Bord einen gelehrten Orientalisten kennen, Sir John Malcolm, der nach Bombay reiste, um dort sein Amt als Gouverneur anzutreten.

Dieser begeisterte den Jungen für orientalische Spra-

chen Rawlinson lernte Arabisch, Hindustanisch (Hindi und Persisch), und dies brachte ihm 1835 ein Kommando nach Persien ein, wo er einem Bruder des damaligen Schahs als militärischer Berater zugeweiht wurde. Auf der Reise dorthin begegnete er einigen Keilschriftinschriften, und es gelang ihm, ähnlich wie Grotefend, die Namen der drei altpersischen Herrscher und die entsprechenden Keilschriftbuchstaben zu identifizieren.

Nun war seine Neugier geweckt, und als er erfuhr, daß bei Behistun – etwa 40 km von seinem Standort Kernan-shah – eine mehrsprachige Inschrift von beträchtlicher Länge existierte, machte er sich dorthin auf. Vielleicht wurde er dort weitere Herrschernamen finden und lesen können. Schließlich berichtet Herodot (Rawlinson war in den klassischen Sprachen ein guter Schüler gewesen, außerdem ein hervorragender Spürhunde, was ihm auch nicht zu gutekommen sollte), daß König Xerxes in einer Ansprache gesagt habe: „Sein Vater sei Darius, dessen Vater Hystaspes, dessen Vater Arsames, dessen Vater Artarnanes, dessen Vater Tarspes, dessen Vater Korns, dessen Vater Kambyses, dessen Vater der sagenhafte Achaemenes, nach dem dieses Königsgeschlecht die Achameniden genannt wird. Vielleicht enthielt die Inschrift von Behistun solche Namen.“

Als er sich seinem Ziel näherte, erblickte Rawlinson ein gewaltiges Relief, das fast 100 m über dem Niveau der Straße in den Felsen gehauen war. Es zeigt die überragende Gestalt eines Königs (Darius, wie man heute weiß), ihm gegenüber zehn Vasallen, Besiegte oder Gefangene. Auf den gebeugten Rücken des ersten setzt der König seinen Fuß, die übrigen sind gefesselt und tragen einen Strick am Hals. Eine Göttergestalt schwebt über dem König. Das Relief ist umgeben von Inschriften in zahlreichen Kolumnen, alle in Keilschrift.

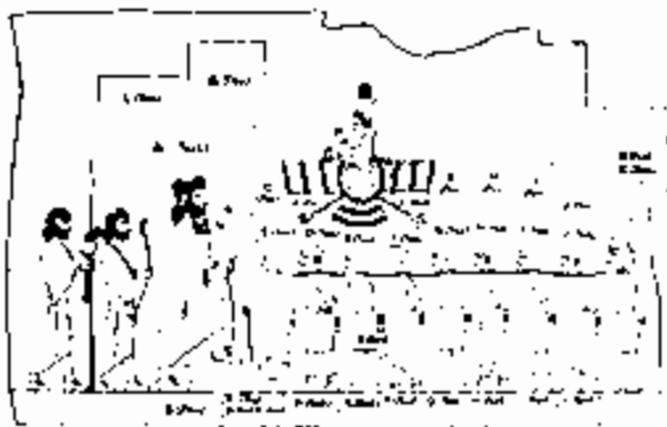
Das Relief!

Unterhalb des Ganzen, das etwa 50 m breit und 30 m hoch ist, verlief ein schmales Felsensims, etwa 60 cm breit, auf dem man aufrecht stehen konnte. Rawlinson wagte sich hinauf und kopierte in dieser schwindelerregenden Position den Text, zunächst den altpersischen. Als er einige Jahre später die zweite (babylonische) Version der insgesamt drei Texte in Angriff nehmen wollte, mußte er, um nahe genug heranzukommen, eine Leiter auf dem Steinsims aufstellen. Auf der obersten Sprosse stehend, den Körper an die Felswand gelehnt (die sich über ihm nach

*Das Relief von Behn-
tan. Dieser Ins-
chrift zeigt den Kö-
nig Djoser hinter
den zwei Urtheiler
hinter*



*Das gewaltige Bild
veranschaulicht die Be-
stimmung der hieratischen
Darstellung - Bild -
nicht die Bildbe-
schreibung - Die - die
Prozesse der Ur-
theilung sind nicht
die Urtheilung
Die Hauptbestimmung
Recht von Elton
In die Szene nach
die würde die Spru-
che von Zeitlich
Bewertung*



mehrere hundert Meter last senkrecht aufturnten kopierte er, Papier in der einen, Bleistift in der anderen Hand, Zeichen für Zeichen. Die dritte Textversion war nicht schwerer zugänglich. Rawlinson mußte halbschwerkeltige Kletterkunststücke vollbringen und erreichte sein Ziel, obwohl eine Sprosse seiner Leiter brach und in die Tiefe stürzte.

Was die Entzifferung des zweiten und dritten Textes anlangt, so ist Rawlinson hier nicht mehr der Primus, sondern einer unter vielen, denn inzwischen waren Keilschrifttexte in größerer Anzahl bekannt geworden, und alleinhaltenden Gelehrte an ihrer Entschlüsselung. Die wichtigsten Stationen dieses Prozesses möchte ich im folgenden aufzählen.

Der zweite Text zeigt III verschiedene Zeichen. Das deutete auf eine Silbenschrift – im Unterschied zur altpersischen Keilschrift, die mit knapp 40 Buchstabenzeichen auskam. Die Entzifferung war behindert durch das Fehlen eines Worttrennungszeichens, andererseits erleichtert durch den nun schon weitgehend aufgethelen altpersischen Text, da beide inhaltlich völlig übereinstimmen. Diese zweite Inschrift ist in *neu-elamischer* Sprache abgefaßt.

Neu-Elamisch

Interessanter war der dritte Text, hinter dem man das Babylonische als Sprache vermuten konnte, freilich war die Lösung auch schwieriger, denn diese Schrift hat Hunderte von Zeichen (mußte also eher den Charakter einer Bilderschrift oder eines Mischsystems haben). Allerdings war man nun nicht mehr auf wenige Inschriften an Felswänden angewiesen. Ausgrabungen in Khorsabad (Palast des Assyrerkönigs Sargon) durch den Franzosen Botta sowie die Ausgrabung der Stadt Nineve durch den Engländer Layard im Jahre 1845 hatten Tausende von Tonfeln in babylonischer Keilschrift ans Licht gebracht; offenbar hatten sie dem entwickelten Handelsverkehr auch mit fernem Ländern gedient. Geschäftsbriefe und Rechnungen. Zuerst wurden wiederum die Herrschernamen identifiziert. Es stellte sich allmählich heraus, daß es sich um eine semitische Sprache handeln mußte. Verblüht und irritiert waren alle Beteiligten, als sich allmählich die Grundzüge dieses Schriftsystems entschleierten. Es erwies sich als so verwickelt, ja widersprüchlich, daß oft Zweifel aufkamen, ob vernünftige Menschen eine solche Schrift haben erfinden und erfolgreich benutzen können.

Babylonisch &
Hebräisch

Die Schwierigkeiten lagen darin, daß es nicht nur — wie bei ägyptischen Hieroglyphen — Wortzeichen *Idiogramme* neben phonetischen Zeichen gab, vielmehr konnte dasselbe Zeichen einmal als Wortzeichen, einmal als phonetisches Zeichen (stets für eine Silbe, niemals für einen einzelnen Laut) und ein andermal als Determinativ dienen. Damit nicht genug! Es stellte sich heraus, daß ein und das selbe Silbenzeichen mehrdeutig war. Ein einfaches Zeichen wie



konnte sowohl als [ud] gelesen werden wie als [tam], [par] und [hr]. Man nennt dieses Phänomen, das sowohl Rawlinson wie sein Landsmann Hincks erkannten, mit einem schönen, der Musik entlehnten Ausdruck »Polyphonie der Keilschriftzeichen«.

Nicht genug kann man den Scharfsinn der Männer bewundern, die ein solches widersprüchliches System schließlicb durchleuchteten. Zunächst allerdings erweckten diese Deutungen allenthalben Skepsis. Da verfiel die *Royal Asiatic Society* auf eine Art Test, den wir nach heutigem Geschmack vielleicht als nicht ganz fair bezeichnen würden. 1857 betanden sich zufällig sowohl Rawlinson wie Hincks wie zwei weitere Fachleute (Fox Talbot und Oppert) gleichzeitig in London. Die gelehrte Gesellschaft schickte an alle vier eine Textprobe in Keilschrift. Jeder hatte diese, ohne von den Konkurrenten etwas zu wissen, ins Englische zu übertragen und sein Ergebnis in verschlossenem Umschlag einzureichen. Als die vier Lösungen in öffentlicher Sitzung geöffnet und verglichen wurden, ergab sich Übereinstimmung in allen wesentlichen Punkten. So war eine neue Wissenschaft etabliert, die Assyriologie, heute ein vollwertiger Zweig der Philologie.

Monogr. 2

Die drei Typen der Keilschrift — als Buchstabenschrift beim Altpersischen, als Silbenschrift beim Neu-Hammischen, als gemischte, stark ideographische Schrift beim Babylonisch-Assyrischen — waren damit erkannt, übrigens in der umgekehrten Reihenfolge ihrer historischen Entstehung und Benutzung.

So erscheint es folgerichtig, daß die älteste Sprache, die hier eine Rolle spielt, das Sumerische, erst am Schluß erkannt wurde, und dann ganz langsam und tastend. Den Erfolg ermöglichte die Auffindung von Zweisprachigen

Tafeln. Da die Babylonier das Sumerische, das als lebende Sprache längst (bald nach Hammurabi) ausgestorben war, im Kultus weiter verwendeten, verfaßten sie für diejenigen, die dazu das Sumerische zu erlernen hatten, Hilfsmittel, insbesondere auch Wortlisten – sumerisch mit babylonischer Übersetzung – sowie ganze religiöse Texte wie Hymnen, Beschwörungen, denen eine genaue Übersetzung (unterlinearversion) beigegeben war. Mit ihrer Hilfe wurde das Sumerische als eigene, dem Akkadischen nicht verwandte Sprache erkannt.

Das schon genannte Bogazkoy, in Kleinasien etwa 150 km südlich von Ankara gelegen, enthielt bei seiner Ausgrabung das Staatsarchiv der hethitischen Könige, Tausende von Tontafeln, teils in babylonischer Sprache, überwiegend aber in einer anderen, offenbar der Sprache der Hethiter, die es nun zu entschlüsseln galt. An der Lösung dieser Aufgabe war führend der Tscheche Friedrich (Bedřich) Hrozný, Professor in Wien, beteiligt.

Hethitisch

Obwohl Hilfen von irgendwelchem Aufschlußwert nicht zur Verfügung standen, gelang das Vorhaben innerhalb weniger Jahre. Es ergab sich der erstaunliche Befund, daß alle hethitischen Texte Bestandteile aus drei Sprachen enthielten, einmal Bildzeichen, die für ein ganzes Wort stehen und aus dem Sumerischen übernommen waren, zweitens akkadische (babylonisch-assyrische) Wörter oder auch Flexionsendungen, die auch an sumerische Ideogramme angehängt sein können, drittens hethitische Wörter, zu deren Wiedergabe die Keilschriftzeichen ausschließlich als phonetische Symbole verwendet wurden. Als man das durchschaut hatte, wurde die Deutung leichter, freilich mit der Einschränkung, daß man bei Bildzeichen zwar erkannte, was sie bezeichneten, nicht aber, wie das betreffende Wort im Hethitischen ausgesprochen wurde. Im ganzen stellte sich das Hethitische als eine indogermansische Sprache heraus. Darauf bauend, konnte man manche Wörter nach ihrem Gleichklang mit denen verwandter Sprachen deuten. Z. B. stieß Hrozný auf einen Satz, der phonetisch geschrieben lautet [nu ninda an e iz za at te ni wa a tar ma e ku at te ni]. Da [ninda], durch ein Bildzeichen dargestellt, eindeutig »Brot« bedeutet, schloß er, daß [an] eine Akkusativ-Endung sei, das folgende Wort, an di »essen«, lat. *edere* usw. anklingend, müsse »essen« bedeuten, und zwar in der 2. Person Pluralis, [wa a tar ma]